

# Alfred Huggenberger – Die Bauern von Steig

## **Kapitel 6: Knabenliebe**

Als ich ungefähr zwölf Jahre alt war, verliebte ich mich in Margritte Stamm. Das kam ganz unvermittelt, ich kann mich nicht erinnern, dass ich mir vorher mehr aus ihr gemacht hätte als aus andern Mädchen. Da fragte sie einmal, während wir zufällig allein nebeneinander die schmale Treppe zum Schulzimmer emporstiegen, ganz wie nebenbei, ohne sich nach mir umzudrehen: «Du, Gideon, hast du aber genug Geld, um Maler zu lernen?»

Halb geschmeichelt, halb verletzt gab ich ziemlich selbstbewusst zurück: «Ich kann es mir vorher mit Schaffen verdienen!»

Da blieb sie stehen und wandte den Kopf schräg nach mir hin. Sie musterte mich scharf, ein wenig von oben herab, nicht nur weil ich um eine Stufe tiefer stand als sie.

«Vielleicht – ich weiss es jetzt noch nicht – vielleicht geb' ich dir dann etwas von meinem Spargeld. Halt für Kleider, damit du ein bisschen besser aussiehst. Dafür musst du mir aber ein Bild machen, wenn du erst etwas kannst.»

Ich warf mich ein wenig auf, ihre kühle Sicherheit nachahmend. «Das versteht sich doch von selbst. Zum Beispiel euer Haus, den „Steinernen Platz“.»

«Also!»

Damit ging sie hinein, schien aber im Schulzimmer gleich alles wieder vergessen zu haben. Denn sie blickte geradeaus und auf ihre Arbeit, ich schien für sie nicht mehr vorhanden zu sein. Um so eifriger fing ich meinerseits an, heimlich nach ihrer Bank hinüber zu schielen. Ich bemerkte, dass sie schöne braune Augen hatte und dass ihr selbstbewusstes, doch nicht herrisches Wesen ihr sehr gut stand. Es schmeichelte mir, dass so ein ernsthaftes, feines Mädchen sich heimlich mit mir beschäftigte, und ich baute ihr dafür einen Dankaltar in meinem Herzen. Sie war mit einem Schlage meine Verbündete und unbedingte Anteilhaberin an allem Schönen und Grossen, das mir die Zukunft bringen musste. Ich nahm mir fest vor, nie ein anderes Mädchen gern zu haben und ganz bestimmt keine andere zu heiraten als Margritte, auch wenn mich eine Grafentochter haben wollte, wie mein Vorbild, den Maler Heinrich Strinde. Mein Haus im Traumland bekam unversehens ein kleines Seitentürmchen mit einer hübschen Altane, wo Margritte nach Herzenslust schöne fremde Blumen ziehen und wo sie an Sommerabenden kurzweilige Bücher lesen konnte.

Ich ging am Sonntag nie zur Kinderlehre, bevor Margritte an unserem Haus vorbei war, und wenn ich eine ganze Viertelstunde hinter dem wurmstichigen Scheunentörchen durch ein Astloch nach ihr ausgucken musste. Sie hatte damals ein schönes hellgrünes Kleid mit weissen Bändern, das stand ihr so gut, dass ich mich nie an ihr satt sehen konnte. Dabei war ich aber sehr ängstlich und fürchtete immer, von den andern Knaben heimlich beobachtet zu werden. Ich tat mir viel Gewalt an, denn keiner durfte eine Ahnung davon haben, wie gern ich Margritte sah.

Während der Schulstunden ertappte ich mich zwar oft darüber, dass ich, meine besten Vorsätze vergessend, mich ganz mit meiner stillen Mitschülerin beschäftigte, so zwar, dass die Blicke, mit denen ich sie in ihrem Tun und Lassen mit grossem Wohlgefallen betrachtete, nicht einmal etwas Verstohlenes an sich hatten. Aber dann gab ich mir jedesmal einen Ruck und liess mich eine Zeitlang von keiner Versuchung anfechten.

Auch auf dem Spielplatz drunten hielt ich mich absichtlich von ihr fern. Wenn ich bei dem beliebten Kettenfangspiel, das Mädchen und Knaben gemeinschaftlich zu machen pflegten, durch Zufall neben Margritte zu stehen kam, dann wagte ich es kaum, ihre kleine weiche Hand mit der meinigen zu umschliessen. Es floss aus diesem Händchen ein geheimnisvoller Strom bis zu meinem Herzen, ich lief und stand neben ihr wie im Traum und war der Glücklichste in der Kette der Gefangenen. In jener Zeit war mein ganzes Denken und Trachten darauf gerichtet, von Margritte beachtet zu werden und vor ihr zu glänzen. Verächtlich schlug ich den Fünfer aus, den mir der Lehrer einmal beim Turnen als Preis für die beste Leistung im Wettlaufen geben wollte. Ich hatte dreimal nacheinander das Ziel zuerst erreicht. Aber nicht wegen des in Aussicht stehenden Fünfrappenstückes hatte ich

meine Kraft aufs äusserste gespannt, sondern weil ich Margritte nach dem zweiten Gang hinter mir hatte sagen hören: «Das dritte Mal gewinnt aber der Hans Kinsperger.»

Eines Winterabends stand ich, die Hände in die Hosentaschen gesteckt, vor dem Hause zum Steinernen Platz und schaute mir den Spruch an, der in altväterisch verschnörkelten Buchstaben auf das weisse Riegelwerk unterm Vordach hingemalt war:

«Lass Neider neiden, Hasser hassen,  
Was Gott mir gibt, muss man mir lassen.»

«Kannst du den Spruch jetzt bald auswendig?», sagte Margritte, die unter die Haustüre getreten war. «Gelt, wenn du so etwas abzeichnen könntest!», fügte sie dann herausfordernd bei.

«Ich? – Aha, du meinst wohl, das machte mir Mühe!» Mit diesen Worten ging ich scheinbar beleidigt meiner Wege.

Während der nächsten Abende machte ich in meiner Kammer mehrere Versuche, den Spruch aus dem Gedächtnis nachzubilden. Trotz der Kälte hielt ich es oft bis um elf Uhr aus, das heisst, wenn es mir Tags zuvor gelungen war, mein Petrollämpchen heimlich in der Küche nachzufüllen. Mein heisses Ringen war anfänglich nicht mit Erfolg gekrönt. Ich musste mir die Buchstaben noch viel besser einprägen, zu welchem Zwecke ich mich, so oft es ging und so ungesehen als möglich, zu allen Tageszeiten am Steinernen Platz vorbeischlich.

Nach diesen Vorstudien zeichnete ich den Spruch auf die Rückseite eines meiner Zeichnungsblätter, und zwar so genau, dass nach meinem Dafürhalten der grösste Kenner nichts daran hätte aussetzen können.

Aber nun trat eine schwere Frage an mich heran: Wo sollte ich die rote Farbe auftreiben, mit der ich die grossen Anfangsbuchstaben bemalen musste? Für die kleinen Buchstaben konnte man sich ganz gut mit schwarzer Tinte behelfen; aber um die kunstreich nach den rotbemalten Vorbildern gezeichneten L, N, H und G wäre es doch jammerschade gewesen!

Würde mir mein Pflegevater nicht endlich eine Farbenschachtel kaufen, wenn ich ihn geradeheraus darum bitten würde? Nein, das war ausgeschlossen. Schon mehrmals hatte ich in günstigen Augenblicken eine leise Anspielung gewagt, war aber immer abschlägig beschieden worden. «Ein Genie muss sich durch Entbehnung abhärten!», behauptete der Schneider Enz hartnäckig. «Der Maler Heinrich Strinde hat bis zu seinem fünfzehnten Jahr weder Pinsel noch Farben gesehen. Den richtigen Zeitpunkt muss man abwarten, wui! Lasst nur mich machen!»

Ich wusste freilich genau, dass die Geldfrage den Ausschlag gab. Frau Rike-Scholiette hatte die kluge Gewohnheit, den Lohn, den der Meister auf der Stör in den Bauernstuben verdiente, wo irgend möglich selber einzuziehen, was sich Enz im ganzen gern gefallen liess, wenn er nur jeden Sonntag sein Schoppengeld erhielt. Frau Rike ihrerseits war aber durchaus nicht kunstsinnig.

So war also von dieser Seite keine Rettung zu erhoffen. Und irgendwoher musste sie doch kommen! Bereits hatte mich Margritte an einem Nachmittag auf dem Spielplatz flüchtig geneckt: «Gelt, den Spruch kannst du aber nicht machen!»

Wie oft schaute ich in jenen Tagen sehnsüchtig nach dem Fläschchen mit roter Tinte hinüber, mit welcher der Lehrer die Fehler in den Heften unterstrich. Ein paar Tropfen davon hätten für mich genügt. Aber ich wagte nicht, darum zu bitten, denn da hätte ich ja sagen müssen, wozu ich die Tinte brauche. Und gewiss hätte der Lehrer verlangt, dass ich die Zeichnung in halbfertigem Zustand vorweise, und er hätte sie spottend der ganzen Klasse vorgezeigt. Was musste dann Margritte denken! Ach, ohne die rote Farbe nahmen sich die Anfangsbuchstaben im Vergleich zu den Vorbildern armselig aus! – Und vielleicht war die Zeichnung nicht einmal perspektivisch richtig!